

# Illustrirtes Sonntagsblatt

Wöchentliche Beilage zur  
Wildbader Chronik.

№ 19. 1887.

## Aus Leidenschaft

Roman

von

Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Wenige Minuten später trat Hercher ein; die leichte Röthe auf seinen Wangen, seine freudig leuchtenden Augen verriethen, daß Harport ihm Meta's Einwilligung bereits mitgetheilt hatte. Meta bemerkte beides nicht; leise bebend stand sie da.

Hercher eilte auf sie zu.

„Ihr Vater hat Ihnen den Inhalt meines Briefes mitgetheilt, er hat Ihnen gesagt, daß ich der glücklichste aller Menschen sein werde, wenn Sie — Sie die Meinige würden!“ rief er.

„Ja,“ antwortete Meta leise.

„Er hat mir heute Morgen gesagt, daß Sie mir selbst die Antwort mittheilen wollten.“ fuhr Hercher fort. „Meta, darf ich hoffen?“

„Ja,“ erwiderte Meta mit demselben leisen, klanglosen Tone.

„Meta — Meta!“ rief Hercher aufjauchzend und wollte das Mädchen in seine Arme schließen. „Ich bin der glücklichste aller Menschen!“

Meta streckte schützend, zurückweisend den Arm aus.

„Hören Sie mich zuvor ruhig an,“ sprach sie. „Ich kann und will nicht mit einer Unwahrheit vor Sie hintreten, ich darf Sie nicht täuschen, denn wie mein Leben sich auch gestalten möge, den Vorwurf will ich mir ersparen, daß ich nicht offen gegen Sie gewesen sei. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich entschlossen bin, die Ihrige zu werden, weil mein Vater es wünscht und weil ich nicht den Muth besitze, ihm, der bereits so viel Trübes erlebt hat, diesen Wunsch abzuschlagen.“

„Nur deshalb — nur deshalb?“ rief Hercher, sie unterbrechend.

„Bitte, hören Sie mich,“ fuhr Meta fort. „Sie sind berechtigt, zu erwarten, daß Diejenige, die sich entschließt, Ihnen die Hand zu reichen, auch ihr Herz Ihnen schenkt — ich kann dies nicht.“

„Meta, weshalb nicht?“ fiel der Ingenieur ein.

„Gibt das Herz einen Grund an, weshalb es liebt und weshalb es nicht liebt? Wird es sich dieses Grundes selbst bewußt? Oder läßt es sich zwingen, anders zu empfinden, als es empfindet? Mein Herz fühlt nichts für Sie. Ich bin aber entschlossen, die Ihrige zu werden, ich kann versprechen, daß ich stets gewissenhaft meine Pflicht erfüllen und Ihnen meine Achtung nie versagen werde, mehr nicht, denn mein Herz kann ich nicht zwingen, daß es für Sie schlägt! Verlangen Sie noch, daß ich die Ihrige werde?“

Hercher blickte starr vor sich hin, er schien mit sich zu kämpfen.

„Ja, ja!“ rief er dann. „Ich kann ohne Sie nicht leben!“

„Glauben Sie, daß eine Ehe glücklich werden wird, die sich nicht auf gegenseitige Liebe stützt?“ warf Meta ein. „Denken Sie nicht an mich, sondern an sich selbst, an Ihr eigenes Glück!“

„Ich werde Ihre Liebe mir erringen!“ fuhr Hercher fort. „Wenn Sie erkennen, daß ich nur an Ihr Glück denke, wenn Sie sehen, daß mich kein anderes Interesse leitet, als Ihnen das Leben leicht und angenehm zu machen, wenn meine Liebe zu Ihnen vor keinem Opfer zurückschreckt, dann wird auch Ihr Herz sich mit der Zeit mir zuwenden.“

„Und wenn dies dennoch nicht geschieht? Herr Hercher, Sie sind noch jung und vor Ihnen liegt noch ein volles Leben, prüfen Sie sich — blicken Sie sich um, Sie werden mehr als Ein Herz finden, das Ihnen mit voller Liebe zugethan ist — wählen Sie ein sicheres Glück!“

„Es gibt für mich nur ein einziges Glück — das sind Sie. Ich habe mich geprüft, nicht Tage lang, sondern während Wochen und Monaten! Ich liebe Sie mit einer Innigkeit, die sich durch nichts — durch nichts zurückschrecken läßt! Ich habe Ihr Wort, daß Sie die Meinige werden wollen, und an diesem Worte halte ich Sie fest. Ich werde eher mein Leben als Sie aufgeben — Ihr Herz werde ich mir erringen!“

Meta stand regungslos da. Sie hatte keine Worte mehr — ihre letzte Hoffnung war gesunken, nun war es ihr, als ob die Fluthen über sie hinstürzten und gewaltsam mit sich fortrissen.

„Meta, ich lasse Dich nicht — Du bist mein — mein!“ rief Hercher, das Schweigen mißdeutend.

Er umschlang sie mit seinen Armen und küßte sie, und willenlos, fast ohnmächtig ließ sie es geschehen — sie hatte ja ihr Wort gegeben.

„Lassen Sie mich allein!“ brachte sie endlich mit Mühe hervor, und Hercher kam ihrem Wunsche nach.

Erfreut eilte er zu Harport, der ihn in seinem Zimmer erwartete und glücklich war, daß er Hercher nun definitiv als den Verlobten seiner Tochter begrüßen konnte.

4.

Eschbach hatte in London schwere Tage durchlebt. Die ihm gestellte Aufgabe hatte seine Kräfte fast überstiegen, da er kaum Zeit gehabt, sich in die ihm völlig fremden Verhältnisse hineinzuleben. Tag und Nacht war er thätig gewesen und mehr als einmal fühlte er sich trotz seiner Fähigkeit dem Zusammenbrechen nahe.

Er würde dies Alles mit Freuden ertragen haben, wenn sein sehnlichster Wunsch erfüllt worden wäre. Mit unsagbarer Ungeduld hatte er Meta's Antwort auf seinen ersten Brief erwartet. Als sie nicht gekommen war, hatte er, um sich zu beruhigen, hundert Gründe für Meta's Schweigen erforscht. Der Brief konnte verloren, Meta durch Unwohlsein verhindert sein, denn daß sie ihm gar nicht antworten werde, daran hatte er nicht gedacht. Als aber auch sein zweiter Brief, der sicher in ihre Hände gelangt war, ohne Antwort blieb, da war es mit seiner Ruhe dahin. „Gar keine Antwort!“ rief es immer und immer wieder in ihm. Was hatte er sich zu Schulden kommen lassen, um eine solche Nichtachtung zu verdienen? Und wenn ihr Vater ihm geschrieben, daß sie ihn nicht liebe, daß sie seine Liebe zurückweise, er wäre doch wenigstens aus dieser hangen und verzehrenden Ungewißheit gerissen.

Ernst schrieb ihm und dankte ihm für die Stelle, die er ihm verschafft hatte; er fühlte sich glücklich in derselben, die neue Thätigkeit machte ihm Freude, der Kommerzienrath hatte ihm sogar seine Zufriedenheit zu erkennen gegeben, und er gelobte in dem Briefe, dieselbe immer mehr und mehr verdienen zu wollen.

Mit bitterem Lächeln warf Eschbach den Brief auf den Tisch. Er war bemüht gewesen, das Glück eines Anderen — ihres Bruders — zu begründen, und ihm selbst blieb das Glück versagt, er erhielt nicht einmal eine Antwort.

Der Gedanke stieg in ihm auf, daß Hercher sich Meta nähert und ihr Herz umstrickt haben könne, und dieser Gedanke trieb ihn fast zur Verzweiflung. Mehr als einmal war er nahe daran, London zu verlassen und heimzukehren, nur um sich Gewißheit zu verschaffen; was lag ihm daran, wenn er selbst seine Stellung dadurch verlor, da das Leben nur wenig Werth noch für ihn hatte!

Die ruhige Ueberlegung siegte aber immer wieder. Wenn Meta ihn liebte, würde dann Hercher im Stande gewesen sein, ihr Herz zu gewinnen? Selbst wenn ihr Vater gegen ihn war, so bürgte Meta's Charakter ihm dafür, daß sie sich nicht willenlos fügte. Er fand nur eine einzige Lösung: Meta liebte ihn nicht, er hatte sich in seinen Hoffnungen getäuscht.

Die Last der Arbeit, die auf ihm ruhte, ließ ihn kaum zur Befinnung kommen, und so peinigend sie ihm auch erschien, erwies sie sich doch als Wohlthäterin. Auf das Glück seines Herzens hatte Eschbach bereits verzichtet, ihm blieb nur Eines noch übrig, seine ganze Lebenskraft seinem Berufe zu widmen, um sich durch die Erfolge, die er in ihm errang, gleichsam zu betäuben.

Er antwortete Ernst und wünschte ihm Glück, er mahnte ihn, in dem neuen Berufe fest auszuharren und sicherte ihm auch für die Zukunft seine Unterstützung zu. Ernst traf ja keine Schuld, daß seine Schwester ihn zurückgewiesen, er wußte es nicht einmal.

Als Rudolph endlich Meta's Verlobungsanzeige erhielt, war er kaum noch überrascht — es war dies gleichsam der Grabstein auf all'

seine begrabenen Hoffnungen und Träume. Nun gab es keine Hoffnung mehr für ihn, er hatte sich ja ohnehin mit dem Leben bereits halb abgefunden.

Hercher benahm sich seiner Verlobten gegenüber mit einer fast wunderbaren Zurückhaltung und Beherrschung. Meta hatte sich ihm noch nicht im Geringsten genähert, er schien dies jedoch gar nicht zu bemerken, denn er war stets gleichmäßig freundlich und zuvorkommend gegen sie. Fast täglich erwies er ihr Aufmerksamkeit und schien es kaum wahrzunehmen, daß sie dieselben stets ruhig, fast kalt aufnahm.

Ihr Vater schien mehr als einmal die Geduld zu verlieren, ein einziger Blick Hercher's erinnerte ihn indessen daran, daß er ihm versprochen hatte, sie zu schonen und geduldig zu erwarten, daß es Hercher gelinge, ihre Liebe zu erringen. Hercher hatte sich an ihn mehr und mehr angeschlossen und eine gewisse Herrschaft über ihn erlangt, ohne daß Harport dies gewahr wurde. Er schmeichelte den Schwächen des Steinmetzmeisters und in klug berechnender Weise gelang es ihm immer, den Willen des sonst festen und eigensinnigen Mannes nach seinem eigenen Wunsche zu gestalten.

Harport liebte seinen künftigen Schwiegersohn und hatte von der Tüchtigkeit und Klugheit desselben die größte Meinung. Täglich war er mit ihm zusammen.

„Ich bewundere Ihre Geduld!“ rief er mehr als einmal. „Wäre Meta meine Verlobte, so ertrüge ich ihre Zurückhaltung und Kälte wahrhaftig nicht.“

„Sie ist nicht kalt, sondern nur ruhig,“ entgegnete Hercher lächelnd. „Sie werden noch erleben, daß sie so zärtlich und innig gegen mich ist, wie nur eine Braut sein kann. Ich erringe mir ihre Liebe, was indessen so langsam erworben ist, das hält auch für das Leben aus. Ich habe sie noch nicht merken lassen, daß ich wünsche, sie möge anders gegen mich sein, und doch hat sie sich mir schon etwas mehr angeschlossen, sie schenkt mir mehr Vertrauen, und das ist schon viel gewonnen!“

Ein wunderbares Verhalten hatte Hercher in Betreff Ernst's, den er persönlich nicht kannte. Er nahm denselben stets eifrig in Schutz, wußte es aber doch so zu gestalten, daß sich Harport fast täglich über den Sohn ärgerte und daß sein Groll gegen denselben stets größer wurde.

So waren Monate vergangen.

Ernst hatte sich in seiner Stellung immer mehr eingearbeitet und sich die vollste Zufriedenheit des Kommerzienraths erworben. Er war ungemein gewissenhaft und fleißig, ihn spornte der Gedanke an, daß er sich auf diesem Wege eine sichere Lebensstellung erringen werde. Sein Gehalt war freilich nicht groß, allein bei dem vollständig zurückgezogenen Leben, welches er führte, reichte er für seine Bedürfnisse aus, und er ersparte sogar soviel, daß er seine Verlobte, Ulrike Stein, die kein Engagement wiedergefunden hatte, weil die Lorbeeren, die sie sich auf der Bühne erworben, überhaupt nur sehr gering gewesen waren, unterstützen konnte.

Ullu, wie Ernst die Geliebte nannte, hatte in der ihr befreundeten Familie eines Lehrers eine Zufluchtsstätte gefunden, allein da das Gehalt des Lehrers nur ein geringes war, mußte sie für sich selbst sorgen, und mit der lustigsten Laune, lachend und singend, nähle und stütze sie den ganzen Tag über. Die Natur hatte ihr ein unbezahlbares Geschenk verliehen, einen ewig heiteren Sinn, und dieser hatte ihr bereits über manche trübe Stunde glücklich hinweggeholfen.

Ernst war glücklich, wenn er des Abends zu seiner Geliebten eilen konnte, und er fühlte sich in der einfachen Familie des Lehrers jetzt wohler als früher, wenn er mit seinen Kameraden an einem Abende

im Champagner und Spiel oft mehr verthan hatte, als er jetzt für zwei Monate an Gehalt erhielt.

Da trat er eines Tages vor seinen Prinzipal hin und theilte demselben mit, daß er beabsichtige, sich zu verheirathen. Dieser äußerte sein Erstaunen und meinte dann:

„Sie erwarten vielleicht, daß ich Ihr Gehalt erhöhe?“

„Nein,“ erwiderte Ernst; das Wort kam wie gepreßt über seine Lippen, er schien es dennoch erwartet zu haben.

„Daran thun Sie Recht, denn Sie müssen wissen, daß das Gehalt einer Stelle nur nach der Bedeutung, welche diese für das ganze Geschäft hat, bemessen werden kann. Nun erlauben Sie mir aber eine andere Frage. Haben Sie sich mit Ihrem Vater ausgesöhnt?“

„Nein.“

„Dann versuchen Sie es.“

„Es würde vergeblich sein, ich kenne meinen Vater.“

Diese Antwort schien dem Kommerzienrath nicht zu gefallen, denn seine Brauen zogen sich zusammen.

„Soll Ihr Vater Ihnen vielleicht entgegenkommen?“ rief er.

„Das erwarte ich nicht.“

„Ihr Vater soll eigensinnig sein, Sie scheinen es noch viel mehr zu sein,“ fuhr Seidel fort. „Sie wollen eine arme Schauspielerin heirathen?“

„Ja.“

„Mir ist erzählt worden, daß Ihr Vater dagegen ist und gedroht hat, Sie zu enterben, wenn Sie gegen seinen Willen handeln. Ist dem so?“

„Er hat damit gedroht, und ich bin überzeugt, daß er es thun wird,“ gab Ernst ruhig zur Antwort.

„Verscherzen Sie nicht selbst Ihr Glück,“ mahnte Seidel.

„Ich rechne nicht auf das Vermögen meines Vaters, weil ich entschlossen bin, mich durch eigene Kraft emporzurufen.“

Der Kommerzienrath blickte den jungen Mann prüfend an, diese Antwort gefiel ihm.

„Glauben Sie nicht, daß das so leicht geht,“ bemerkte er.

„Ich weiß es.“

„Sagen Sie mir, wie Sie zu diesem Entschlusse gekommen sind?“ fragte Seidel, aber mit einem freundlicheren Tone. „Sagen Sie mir die volle Wahrheit, Sie wissen, ich bin auch offen.“

„Ich habe als Offizier leichtfertig gelebt und war schließlich genöthigt, meinen Abschied zu nehmen. Mein

Vater sagte sich von mir los, meine früheren Kameraden hielten mich verloren, weil sie mir nicht die Kraft zutrauten, daß ich mich ohne Hilfe durchringen werde, das hat mich geärgert!“

„Es ist also doch etwas Trost dabei,“ bemerkte der Kommerzienrath lächelnd. „Ich glaube, daß Sie sich durchringen werden, verlieren Sie nur den Muth nicht und schreiben Sie zunächst Ihrem Vater.“

Ernst schwieg.

„Wollen Sie dies thun?“

„Ich kann es nicht. Er würde mir nicht antworten und das würde mich tief tranken.“

„Weshalb ist Ihr Vater gegen Ihre Braut?“

„Weil sie eine Schauspielerin und arm ist.“

„Will Ihre Braut an der Bühne bleiben?“

„Nein. Sie ist bereits nicht mehr daran, weil sie kein Engagement gefunden hat; sie sieht auch ein, daß sie wenig Talent als Schauspielerin besitzt und daß...“

Ernst beendete seine Worte nicht.

„Weshalb fahren Sie nicht fort?“ fragte Seidel.



Balduin Möllhausen. (S. 76)

„Daß sie an der Bühne schwer ihr Glück machen wird, weil sie zurückhaltend ist.“

Der Kommerzienrath fing an, sich immer mehr für den jungen Mann zu interessieren.

„Wie lernten Sie Ihre Braut kennen?“ fragte er.

„In der Garnisonstadt, in der ich als Offizier stand, gab eine Schauspielergesellschaft Vorstellungen. Meine Kameraden und ich wohnten denselben jeden Abend bei, denn sie boten uns eine ungewohnte Zerstreuung. Unter den Schauspielerinnen zeichnete sich ein junges Mädchen durch seine Schönheit aus. Meine Kameraden suchten mit ihr bekannt zu werden, sie wies jedoch jede Gelegenheit und Annäherung zurück, das nahm mich für sie ein. Da wurde sie eines Abends, als sie nach der Vorstellung heimkehrte, von zwei Herren verfolgt, sie rief um Hilfe, ich hörte es zufällig, eilte zu ihrem Schutze herbei und geleitete sie heim. Dadurch wurde ich mit ihr bekannt, und je näher ich sie kennen lernte, um so lieber gewann ich sie. Meine Kameraden machten Anspielungen auf mein Verhältnis zu ihr, das empfand ich, denn dasselbe war durchaus rein. Ich hatte sogar deshalb mit einem meiner Kameraden ein Duell, welches zum Glück unblutig verlief. Ich liebte das Mädchen, ich hatte ihr meine Liebe gestanden, dennoch konnte ich mich mit ihr nicht öffentlich verloben, weil ich dann meinen Abschied hätte nehmen müssen. Als ich durch eine andere Veranlassung hiezu gezwungen wurde, hatte ich keinen Grund mehr, meine Liebe geheim zu halten. Meine Braut liebt mich aufrichtig, und ich werde ihre Liebe nie täuschen.“

Der Kommerzienrath nickte mit der Linken sein Kinn; er pflegte dies zu thun, wenn eine Sache ihm ganz besonders gefiel.

„Ein Mann muß allerdings sein Wort halten,“ bemerkte er.

„Es wird Ihnen aber sehr — sehr knapp gehen, wenn Sie heirathen.“

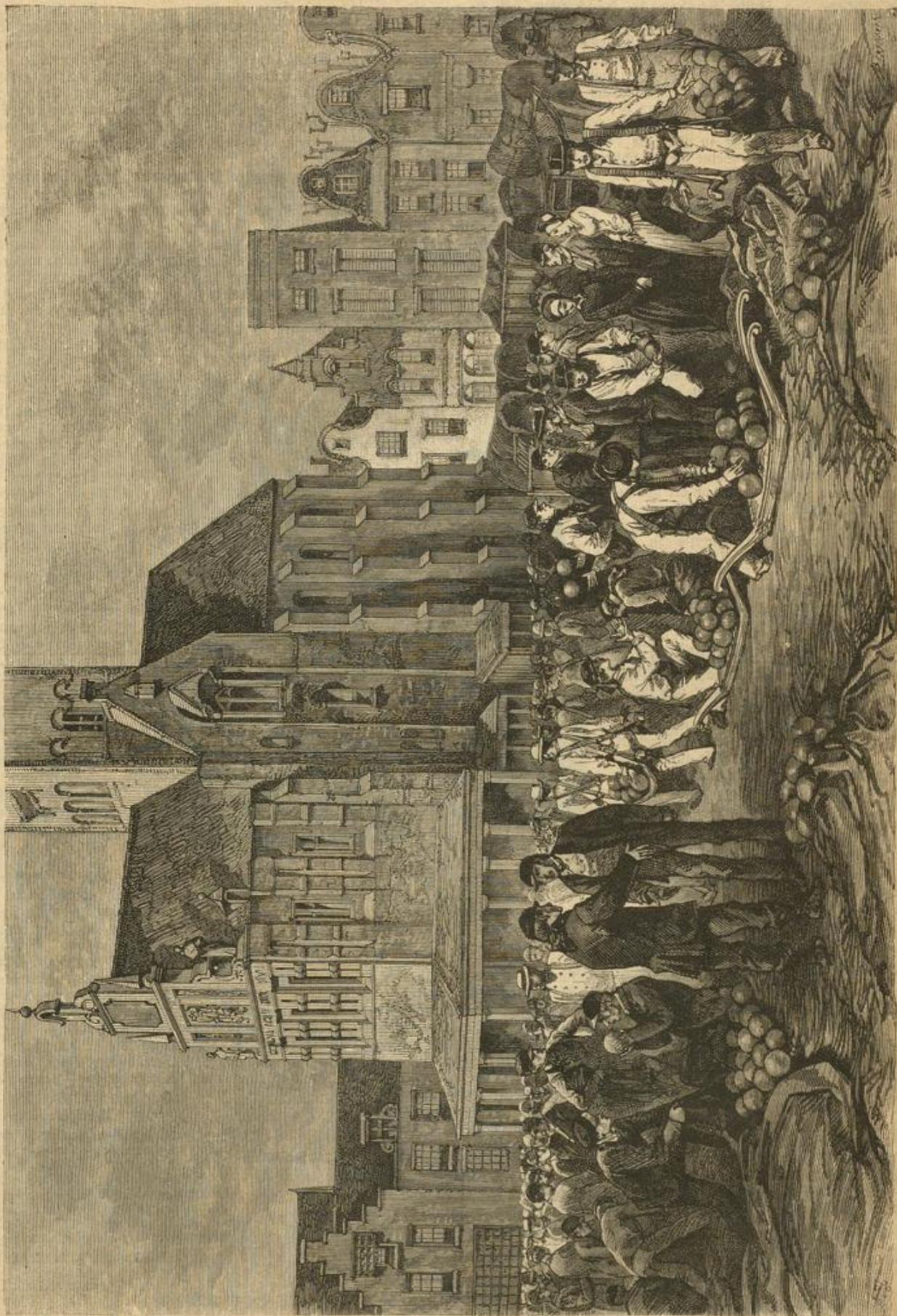
„Das weiß ich,“ entgegnete Ernst.

„Ich kann Sie nicht hindern, will Ihnen aber den Rath geben, noch einmal Alles reiflich zu überlegen,“ sprach Seidel und brach die Unterredung ab.

Ernst kehrte doch etwas niedergeschlagen heim. Er wußte, daß der

Kommerzienrath mit ihm zufrieden war, und er hatte in der That alle seine Kräfte aufgeboten, das Vertrauen seines Chefs zu gewinnen, da hatte er freilich die Hoffnung gehegt, daß derselbe sein niedriges Gehalt erhöhen werde.

Die Verstimmung über dies Fehlschlagen seiner Hoffnung lag



Der Käsemarkt in Gooen (Holland). (S. 76)

noch auf seinem Gesichte, als er am Abend bei seiner Braut in das Zimmer trat.

(Fortsetzung folgt)

**Mannigfaltiges.**

(Nachdruck verboten.)

**Baldwin Möllhausen.** (Mit Porträt auf S. 74.) — Zu den Lieblingen der deutschen Lesewelt zählt Baldwin Möllhausen, dessen Porträt wir unseren Lesern auf S. 74 vorführen. Derselbe ist am 27. Januar 1825 zu Bonn geboren, wurde nach Absolvierung des Gymnasiums zuerst nach Bonnern geschickt, um die Landwirtschaft zu erlernen, diente in Stralsund ein Jahr beim Militär und schiffte sich dann im Herbst 1849 nach Nordamerika ein. Dort machte er die Expedition des Herzogs Paul Wilhelm von Württemberg nach den Felsengebirgen und die des Lieutenants Whipple, quer über den nordamerikanischen Kontinent nach dem stillen Ocean, mit. Nach der Heimkehr wurde Möllhausen vom König Friedrich Wilhelm IV. zum Rustos der königlichen Bibliotheken in und bei Potsdam ernannt, zog aber 1857 zum dritten Male über den Ocean, um an der Expedition des Lieutenants Zoes nach dem mittleren Colorado theilzunehmen. Dann kehrte er wieder zurück und nahm seinen Wohnsitz in Potsdam, von wo er erst neuerdings nach Berlin übergesiedelt ist. Seine Reisen schilderte Möllhausen zunächst in zwei großen wissenschaftlichen Werken, fühlte sich dann aber durch die gewonnenen Eindrücke und Erinnerungen auch zu dichterischer Thätigkeit angeregt, der zahlreiche Romane, wie „Der Halbindianer“, „Das Mormonenmädchen“, „Der Schatz von Quivira“ und viele andere ihre Entstehung verdanken. Dieselben tragen sämmtlich den Stempel der Naturwahrheit und lassen neben einer anscheinend uner schöpfbaren Erfindungsgabe und einem seltenen Schilderungstalent stets auch das gebiegene Wissen des Forschers und Gelehrten erkennen. Alle diese Vorzüge offenbart auch der soeben neu erschienene Seeroman des berühmten Verfassers „Das Loggbuch des Kapitäns Eisenfinger“, in welchem er das Leben unserer Seeleute in den ergreifendsten Bildern schildert und zugleich die Phantasie durch spannendste Handlung, reich an Abenteuern auf hoher See, wie in den Felseneindern Kaliforniens, auf das Lebhafteste zu fesseln weiß. Deswegen sei dieser prächtige Roman, der auch in allen besseren Leihbibliotheken zu finden ist, unseren Lesern angelegentlichst empfohlen.

**Der Käsemarkt in Hoorn.** (Mit Bild auf Seite 75.) — Die nach der holländischen Hafenstadt Edam benannten, an der Rinde mit Karmin rötlich gefärbten „Edamer Käse“ werden vorzugsweise in der Gegend von Hoorn und Alkmaar verfertigt. Die aus diesen holländischen Orten stammenden Käse sind so gesucht, daß in Hoorn an jedem Markttag durchschnittlich hunderttausend Stück zum Verkauf kommen. Dieser Käsemarkt in Hoorn (siehe unser Bild) findet zweimal wöchentlich auf dem dortigen geräumigen Marktplatze statt. Am frühen Morgen schon treffen von allen Seiten her die leichten Fuhrwerke der Landleute ein, welche mit den wie riesige Orangen aussehenden Kugelfäsen angefüllt sind. Zunächst müssen alle Käse auf großen Tragbahnen nach der Stadtwage gebracht und dort gewogen werden. Dann breitet jeder Verkäufer ein reines Linnen Tuch auf dem Boden aus, auf das man die Käse reihenweise legt und sie zum Schutze gegen Staub mit einem durchsichtigen weißen Tuch bedeckt. Nun kommen die Käsehändler oder ihre Agenten und mühen die Waare, um ihre Auswahl zu treffen.

**Voltaire und der Gehängte.** — Als der berühmte Voltaire, dessen Eitelkeit mit den Jahren in's Gigantische gestiegen war, in der letzten Zeit seines Lebens noch einmal nach Paris kam, um sich daselbst im „Centrum der Welt“ anbeten zu lassen, zeigten sich die Pariser zwar sehr beeifert, die Sehnsucht des selbstfüchtigen Greises zu erfüllen, blieben aber trotz aller Bemühungen in wahrhaft slavischen Huldigungen vielfach noch hinter den Forderungen des Unerfättlichen zurück. Es war in der That schwer, wenn nicht unmöglich, den Dichter zu befriedigen; und derselbe gerieth schon in eine gewisse kaltsgrimmige Stimmung, wenn einmal auch nur auf Minuten in seiner Gegenwart von etwas Anderem als von ihm selbst die Rede war. Zum Glück für seine Umgebung war Paris damals arm an Neuigkeiten, und so ging es eine Weile erträglich; aber da kam plötzlich ein armer Sünder dem berühmten Manne in die Quere, und nun erfuhr die bisher auf den Dichter konzentrierte Aufmerksamkeit eine entschiedene Ablenkung. Jener Unglückliche hatte einige sehr interessante Verbrechen begangen, eine sehr interessante Beichte abgelegt, und war endlich auf die interessanteste Weise gehängt worden; davon nun gar nicht reden, sich damit nicht beschäftigen zu sollen, war doch wahrlich zu viel verlangt von den Parisern, und so geschah es, daß einst bei einem glänzenden Diner zu Ehren Voltaire's der hingerichtete Frevler noch aus seinem Grabe heraus böshafterweise das Gespräch auf eine volle halbe Stunde auf sich und von dem eifersüchtigen Dichter abzog. Voltaire's galliges Gesicht veräuferte sich von Minute zu Minute und nahm endlich eine so gefährliche Färbung an, daß eine junge spottlustige Dame, Mademoiselle de Miancourt, plötzlich die Hände erhob und warnend, in sehr hörbarem „Theaterflüstern“ ihre Umgebung an ihre Pflicht erinnerte: „Um des Himmels willen, lassen Sie uns von etwas Anderem sprechen, oder der Dichter stirbt uns vor Leid auf den Gehängten unter den Händen!“

**Ein Waldmensch.** — In der Sierra Morena in Spanien fand man vor Kurzem ein gänzlich verwildertes Mädchen; man schätzte ihr Alter auf

ungefähr 16 Jahre. Ihre Gestalt war klein und gedrunken, und der Körper wie der eines Wolfes ganz mit langen Haaren bedeckt. Als man die Wilde einfieng, schrie sie drei Stunden lang unaufhörlich. Der Sprache war sie fast gar nicht mächtig, sie konnte nur einige Laute hervorstoßen. Man versuchte ihr Kleider anzuziehen, sie warf diese aber bald weg. Sie aß, was ihr gegeben wurde, zog aber rohes Fleisch dem gekochten vor, und es machte ihr Beschwerde, die gekochte Kost zu verdauen, erst nach und nach gewöhnte sie sich daran. Eines Tages konnte man sie nirgends finden. Nach Verlauf von mehreren Wochen erst entdeckte man sie in einer Düngrube, über und über mit Roth besudelt; ein anderes Mal fand man sie in einem Stalle, bis an den Hals in einem Misthaufen steckend. Alle Versuche, das Mädchen ordnungsliebend und reinlich zu machen, blieben erfolglos. Lange Zeit hat man sich alle mögliche Mühe gegeben, den Ursprung dieses Geschöpfes zu ergründen, aber alle Nachforschungen waren vergeblich. Man vermutet, daß das Kind schon früh von seinen Eltern in dem Gebirge ausgesetzt wurde und seine Existenz bis zu seiner Entdeckung nur durch Kräuter, Wurzeln und dergleichen fristete.

**Der größte Heldemuth im siebenjährigen Kriege.** — Der große Feldherr Condé sagte einst: „Man zeige mir eine Gefahr, aus der keine Rettung möglich ist, und ich werde nie zagen.“ Die höchste Probe des Heldemuthes wäre also die, Gefahren zu trotzen, aus denen keine Rettung möglich ist. Der Hauptmann v. Ajasassa war in der Nacht vor dem Gefecht bei Klosterlam in siebenjährigen Kriege auf Rekognoszirung ausgegangen. In der Dunkelheit hatte er das Unglück, von seinen Leuten abzukommen und unter einen Haufen feindlicher Grenadiere zu gerathen, welche sich in einen Hinterhalt gelegt hatten. Hundert Bajonette, zum Stoß bereit und auf seine Brust gerichtet, drohten ihn bei dem geringsten Laut zu durchbohren. Hier war keine Rettung, kein Entrinnen sobald er auch nur einen Laut von sich gab, ja selbst die Rettung seiner Leute war durch seine Aufopferung noch nicht gesichert. Und doch dachte Ajasassa nur an seine Pflicht und schrie aus Verbestärkten: „Kameraden, hier sind Feinde!“ In dem Augenblicke wühlten alle Bajonette in seinen Eingeweiden, und in wenigen Minuten gab er den Geist auf. Das Corps, bei dem Ajasassa stand, erhielt einen vollkommenen Sieg. Herr v. Ardenholz, der berühmte Geschichtschreiber des siebenjährigen Krieges, hielt diese Heldenthat für die größte in diesem Feldzuge. R. S.

**Treffende Antworten.** — Der englische Rektor Dr. Fell, welcher im 17. Jahrhundert zu Oxford wirkte, hatte einen gelehrten und scharfsinnigen Famulus, welchen er sehr hoch hielt, insbesondere erfreuten ihn die geistreichen und schlagfertigen Antworten des jungen Mannes. Der Rektor hatte öfters einige gute Freunde zu Tisch, wobei der Famulus nie fehlen durfte; Legterer legte alsdann gewöhnlich vor. Als er aber einmal gar zu große Stücke vorlegte, sprach Dr. Fell: „Aus eines Anderen Haut ist gut Riemen schneiden,“ worauf der Famulus sogleich — auf den Namen des Rektors anspielend — erwiderte: „O, das Fell wird es schon aushalten.“ Bald darauf kam ein aufschneiderischer Mensch zu dem Rektor und hoffte Manches von ihm zu erlangen. Dabei erzählte er mit salbungsvoller Stimme vieles, unter anderem auch: er sei auf dem höchsten Berge der Welt, auf dem Pic von Teneriffa gewesen. „Was möchtest Du darauf sagen?“ fragte Dr. Fell den Famulus. — „Ich möchte wünschen, daß der Mann droben geblieben wäre,“ antwortete dieser, „denn so nahe wird er dem Himmel niemals wieder kommen.“ — Als der Schwindler dies hörte, machte er sich schnell von dannen. [G. Sch.]

**Falsch ausgelegte Schmeichelei.** — Als Milton schon erblindet war, besuchte ihn einst der Herzog von Buckingham und erklärte des Dichters Gattin für eine Rose. Milton bemerkte auf diese Schmeichelei: „Jedenfalls. Ich kann es zwar nicht sehen, aber die Dornen fühle ich täglich.“ [R.]

**Räthsel.**

Es wird oft gedreht, gewickelt, geschrieben,  
Durch mancherlei Kräfte beweglich getrieben;  
Auch wird es gelesen und eifrig studirt  
Und schließlich gespielt, doch vorher probirt.  
Gewichtigen Inhalt birgt's, zierlich gerundet;  
Auch wird aus ihm Alterthums Wissen erkundet;  
Mit Zwirn und mit Seide und allerlei Band  
Gebraucht es manch emsige, nähende Hand.

[Franz Ray.]

Auflösung folgt in Nr. 20.

Auflösungen von Nr. 18: der Charade: Ida; des Bilder-Räthfels: Wer nichts hat, fürchtet keinen Räuber.

**Alle Rechte vorbehalten.**

Berlag von Chr. Wildbrett in Wilbad.  
Redigirt, gedruckt und herausgegeben von  
Hermann Schönlain in Stuttgart.



Das fehlende Attest.  
Detsvorkseher: Ihr sagt mir, Euer ganzes Dorf sei niedergebrennt und kommt nun, um Euch Almosen zu holen! Habt Ihr denn irgend eine Beglaubigung darüber?  
Bettler: Ja, sehen Sie, die — ist halt mitverbrannt!

